

140

Intro/Impressum	3
Eine Art Ritterschlag	4
Radikal modern	6
Wenn Tiger schießen lernen	10
Harmonie und Schönheit	12
Bestmarke	14
FiWo Impressionen	18
Flachdachverband	20
Mit dem Fahrstuhl in den Himmel	22
Turbulente Zeit	25
Wenn „zu rund“ verdächtig wird	26
Shortcuts	30

ELEFANT

GRAUE RIESEN IN NATUR UND KULTUR



Anzeige

Februar 2019

3

Intro

...irgendetwas Positives. Optimismus. Keine Schreckensmeldung. Der Frühling kommt! Vermutlich. Wer will da depressiv werden? Na gut: Jesus lebt! Na, so kraß auch wieder nicht! Er hat nur die Kreuzigung überlebt. Das behauptet jedenfalls der Historiker Johannes Fried (SZ 11.02.2019).

In seinem Buch „Kein Tod auf Golgatha“ bezieht sich der 76-jährige Wissenschaftler auf einen vor fünf Jahren in einer Biologie-Zeitschrift veröffentlichten Artikel und zitiert: „Der Lanzenstich des römischen Soldaten wirkte möglicherweise wie eine erfolgreiche Pleurapunktion und rettete Jesus das Leben.“ Schwerverletzt hing Jesus am Kreuz und der Lanzenstich sollte ihm wohl den Rest geben. Allerdings konnte durch den Stich in die Brust das Gemisch aus Blut und Wundwasser aus der Lunge abfließen. Wie auch immer: Die Soldaten hielten ihn für tot. Sie hatten ihm vorher Essig gegen den Durst gegeben, was jedoch eine flache Atmung in Gang halten und die Hyperkapnie (was immer das ist, aber es steht so in dem Artikel) zähmen könne. Er wurde vom Kreuz genommen und ins Grab gebettet. Und dann gab es damals die Essener. Die kamen nicht aus dem Ruhrgebiet; es handelte sich um eine religiöse Gruppe. Sie päppelten den aus der Essignarkose erwachten Jesus halbwegs auf und brachten ihn in Sicherheit. Das Grab war leer. Oh Wunder! Und Jesus fristete sein weiteres Dasein auf Erden vermutlich als Gärtner.

Wundert sich jemand, daß diese Version der katholischen Kirche nicht gefällt? Schon gar nicht kurz vor Ostern. Zugegeben: So richtig positiv ist das jetzt auch nicht. Aber was haben wir jenseits vom Banalen überhaupt für Möglichkeiten. Wir könnten auf fragwürdige Aufreger der letzten Zeit, etwa „Stella“ oder den wirklich unnötigen Horrorstreifen von Fatih Akin, zu sprechen kommen. Oder daß uns Thomas de Maizière jetzt die Politik erklärt. Wobei man eher auf Anton Kuh vertrauen sollte. Der hatte gesagt: „Wie sich der kleine Moritz die Weltgeschichte vorstellt – genau so ist sie.“

Oh Mann, was Positives! Die jungen Japaner interessieren sich nicht die Spur für Sex. Also, richtigen Sex. Sie blättern nur in aller Öffentlichkeit in Porno-Heftchen – so mit allem. Na also, geht doch!

Aus der Redaktion

nummer einhundertvierzig

herausgegeben vom Kurve e.V. –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Herstellung:

kraus print u. media GmbH & Co. KG,
97618 Wülfershausen

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17 • 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 • mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], [frey],
Eva-Suzanne Bayer, Christiane Gaebert,
Hella Huber, Frank Kupke, Ulrich Karl
Pfannschmidt [UP], Hermann Drechsler

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 484 C

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:

€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)

Gewerbliche Anzeigen:

€ 80 Viertelsteite 77,5 x 100

€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205

€ 100 Halbe quer 160 x 100

€ 200 Ganze Seite 186 x 246

€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246

alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala

€ 125 Pantone-Farbskala

alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft

Förderverein Kurve e.V.

€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft

€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft

€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte

alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:

Aus der Region SW-Alt-Kraus



31. März – 10. November 2019
Knauf-Museum Iphofen

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel. 0 93 23 / 31 - 0

Öffnungszeiten: Di. bis Sa. 10 - 17 Uhr, So. 11 - 17 Uhr • www.knauf-museum.de

Eine Art Ritterschlag

Die Art Karlsruhe 2019 zeigt Werke aus der Sammlung Peter. C. Ruppert als Sonderschau

Text und Foto: Achim Schollenberger

Begonnen hatte alles in den 70er Jahren. Es waren die farbigen Graphiken von Günter Fruhtrunk, die den Berliner Vermögensverwalter Peter C. Ruppert faszinierten und zum Sammler werden ließen. Wie so oft, waren es zunächst preiswerte Blätter, die den Grundstock bildeten, dann nach und nach, mit immer stärker werdender Leidenschaft für die Kunst, wollte er auch Unikate, Gemälde, Skulpturen und Wandobjekte seiner noch jungen Sammlung einverleiben. Immer nur „Konkrete Kunst“.

So wie es manchen Kunstliebhabern zu eigen ist, nämlich munter querbeet alles anzuhäufen, wollte Peter C. Ruppert nicht sammeln. Mit Geduld und Fachkenntnis entstand mittlerweile in über 40 Jahren seine spezialisierte Sammlung „Peter C. Ruppert – Konkrete Kunst in Europa nach 1945“. Immer an seiner Seite war auch seit den 1980er Jahren seine Frau Rosemarie mit der gleichen Leidenschaft dabei.

Anfang der 90er Jahre kam es zum ersten Kontakt mit früherer Leiterin der Städtischen Galerie in Würzburg, Britta E. Buhlmann (heute Museum Pfalz-galerie Kaiserslautern), die zusammen mit ihrer damaligen Stellvertreterin Marlene Lauter beharrlich den Würzburgern eine noch „unbekannte“ Sammlung samt Sammler anpries, sie als Bereicherung für die Stadt einschätzte. Zur gleichen Zeit begann man in der Stadt auch darüber nachzudenken, ein ehemaliges Speichergebäude am Alten Hafen für kulturelle Zwecke umzubauen.

Das Ergebnis der Überlegungen, nach Querelen, Diskussionen, für und wider, hat letztlich im Februar 2002 dann die Türen als Museum im Kulturspeicher geöffnet. Außen monumental mit historischer Fassade und Lamellen verkleideten, modernen Seitenteilen, innen mit einem Eingangsfoyer, welches den Charme der alten Speicherarchitektur bewahrt. Der sanierungsbedürftige Rest wurde entkernt und neu mit Beton verschalt. Es entstanden neben Verwaltungstrakt und Depot auch sechs große Räume für Wechsellausstellungen und Städtische Galerie und sechs mit einer Ausstellungsfläche von 1 850 Quadratmetern, für die dort nun als Dauerleihgabe beheimatete Sammlung Ruppert.

Gegenwärtig umfaßt sie 420 Werke „Konkreter Kunst“ – darunter Gemälde, Skulpturen, Objekte und Arbeiten auf Papier – von circa 240 Künstlern

aus 23 europäischen Ländern. Und immer noch kommen welche dazu, ist ein Sammler einmal vom „Virus Kunst“ infiziert.

Jetzt erfährt diese hervorragende Sammlung und das Museum im Kulturspeicher unter der Leitung von Marlene Lauter eine besondere Ehre, das Sammlerehepaar eine Art „Ritterschlag“. Bei der kommenden Kunstmesse „Art Karlsruhe“ vom 20. bis 24. Februar werden 32 ausgewählte Werke aus der Sammlung Ruppert in Form einer Sonderschau präsentiert.

Natürlich hat eine solche Messe einen merkantilen Charakter, schließlich wollen dieses Jahr 208 Galerien aus 16 Ländern die Werke ihrer Künstler an den Käufer bringen. Nicht zuletzt wurden aber bei solchen Veranstaltungen die ersten Anreize für intensive Sammlertätigkeiten geweckt, deren sichtbare Präsentationen dann mitunter beeindruckende Ausmaße angenommen haben.

Seit 2005 hat man in Karlsruhe unter der Federführung des Galeristen Ewald Karl Schrade in Zusammenarbeit mit der Messe die Sonderschauen eingeführt, in denen ausgewählte Sammler dem großen Publikum, im vergangenen Jahr verzeichnete man rund 50 000 Besucher, nahebringen dürfen, was sie zusammengetragen haben. Diese Ausstellungen sind gewissermaßen die besinnlichen Orte inmitten der mit Werken der Klassischen Moderne und Gegenwartskunst gefüllten Messehallen - entrückt vom geschäftigen Treiben. In den letzten Jahren waren immer wieder exquisite Sammlungen, natürlich nur in einer kleinen Auswahl, zu Gast, welche auch die Vorlieben anderer hochkarätiger Sammler zeigten, darunter Frieder Burda, 2018, Reinhold Würth, 2017 (mit Tomi Ungerer), auch Henri Nannen, 2014 oder Marli Hoppe-Ritter und Gunter Sachs, 2012.

Die diesjährige Sonderausstellung der Privatsammlung von Peter C. Ruppert will sich – passend zum 100jährigen Bauhaus-Jubiläum – ganz der konstruktiv-konkreten Kunst widmen. Unter anderem werden Werke von Künstlern wie Josef Albers, Max und Jakob Bill, Richard Paul Lohse, David Nash und Victor Vasarely zu sehen sein.

Wer nicht nach Karlsruhe fahren mag, kann natürlich den großen Einblick in eine sehenswerte Sammlung im Würzburger Museum im Kulturspeicher genießen. Nicht nur während fünf Tage, sondern das ganze Jahr über. ¶



Sammlervergnügen: Rosemarie und Peter C. Ruppert zeigen im Kulturspeicher im Rahmen des zehnten Museumsgeburtstages (2012), dem damaligen Bayerischen Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Wolfgang Heubisch (Mitte), die Plastik „Structure permutationale“ M, von Francisco Sobrino. ©VG Bild-Kunst, Bonn

Radikal modern

Die Berliner Novembergruppe

Von Eva-Suzanne Bayer

Selbst auf unverwandt optimistische Künstler - falls es solche gibt - mögen die im Januar 1919 aufgelisteten Richtlinien der im November 1918 in Berlin gegründeten „Novembergruppe“ heute mehr als illusorisch, ja naiv wirken. Sie forderte darin nicht weniger als „Einfluß und Mitarbeit in allen Aufgaben der Baukunst als einer öffentlichen Angelegenheit (vom Städtebau bis zur privaten Bautätigkeit und zur Denkmalpflege), bei der Neugestaltung der Kunstschulen und ihres Unterrichts (Aufhebung behördlicher Bevormundung, Wahl der Lehrer durch Kunstverbände und Studierende), bei der Umwandlung von Museen (Umwandlung zu Volkskunststätten), der Vergabe von Ausstellungs-

räumen (Beseitigung von Vorrechten und kapitalistischen Einflüssen) und der Kunstgesetzgebung (soziale Gleichberechtigung der Künstler als geistig Schaffende)“.

Damals, in den Tagen und Wochen nach dem Ende des Ersten Weltkriegs schien alles möglich. Der Kaiser war weg - und damit die Monarchie und ihr ganzer Apparat, die Hierarchien, Privilegien, Einschränkungen, Bevormundungen. Überall roch es nach Freiheit und das noch unverbrauchte Zauberwort „Demokratie“ feuerte Träume von Gleichheit und Brüderlichkeit an - freilich auch Fäuste und Waffen. Mit letzteren wollten die Künstler, trotz ihres nach Revolution schmeckenden Namens „No-



Kunstaussstellung Berlin 1920, Mitglieder der Novembergruppe in einem Saal der Vereinigung. V.l. n.r. stehend: César Klein, NN, Rudolf Belling, Heinrich Richter-Berlin NN., Heinz Fuchs, Moriz Melzer; sitzend: Wilhelm Schmid, N. N., Emy Roeder, Herbert Garbe, © Stiftung Stadtmuseum Berlin, Reproduktion: Michael Setzpfandt, Berlin

vembergruppe“ nichts zu tun haben. Zwar verstand man sich als „Vereinigung der radikalen bildenden Künstler“, doch die Radikalität zielte auf die Avantgarden der Kunst, jedwede politische Einvernahme durch irgendwelche Parteien wurde kategorisch abgelehnt.

Obwohl die „Novembergruppe“ eine der wichtigsten Künstlervereinigungen zwischen den beiden Weltkriegen mit Ausstellungen in Süd- und Ostdeutschland, in Rom, Amsterdam und Moskau war und insgesamt 480 Kunstschaffende umfaßte - in kaum einer damaligen Künstlerbiographie fehlt der Nachweis auf Mitgliedschaft in ihr - ist sie heute fast völlig vergessen. Die Berlinische Galerie - das Landesmuseum für Moderne Kunst, Fotografie und Architektur in Berlin - leistet mit ihrer Ausstellung „Freiheit. Die Kunst der Novembergruppe 1918-1935“ (bis 11. März) also Pionierarbeit, indem sie die Gruppe und ihre Geschichte erstmals monographisch auf musealer Ebene vorstellt und in einem fundierten Katalog wissenschaftlich erarbeitet.

Die Kuratoren Ralf Burmeister und Janina Nentwig ordneten die Ausstellung in sechs chronologisch aufgebaute Sektionen, die überzeugend belegen, welcher Stilpluralismus in den Ausstellungen der Novembergruppe, aber auch den Film- und Musikveranstaltungen, möglich war und einem breiten Publikum zugänglich gemacht wurde. Die 120 Exponate der Ausstellung waren alle im Rahmen der Novembergruppe zu sehen oder in einer ihrer Publikationen abgebildet. Am Anfang stand natürlich der kämpferische Aufruf. Aber keineswegs der zu Räterepublik, Spartakusbund und Streik, sondern der gegen Gewalt, für Arbeit („Streik zerstört, Arbeit ernährt“) und für die Teilnahme an der Wahl zur Nationalversammlung.

Die Gründungsmitglieder der Gruppe Hans Fuchs, César Klein und Max Pechstein schufen Plakate und illustrierten Broschüren des Werbedienstes der deutschen sozialistischen Republik. Wie eine Herz-Jesu-Gestalt umfaßt ein Künstler in einer Lithographie von Pechstein sein flammendes Herz vor rauchender Großstadtkulisse und richtet seinen Weckruf „An alle Künstler“ - mit offener Hand, nicht mit geballter Faust. Volk und Künstler sollten gemeinsam nicht nur an der neuen Republik mitgestalten, sondern auch am „neuen Menschen“, der eine „neue Zeit“ schaffen konnte. Die Überzeugung, daß allein die Kunst, und nicht etwa, wie zuvor propagiert, die Religion „neue“ Menschen backen könne, schmeckt natürlich heftig nach Expressionismus, und dieser, wie die Vorkriegsmoderne Kubismus und Futurismus prägten auch die erste Ausstellung



der Künstlergemeinschaft. Sie fand, wie auch fast alle späteren Ausstellungen, im Rahmen der Großen Berliner Kunstaussstellung im Glaspalast am Lehrter Bahnhof statt.

Die Große Berliner Kunstaussstellung und der Glaspalast waren vor dem Krieg die Bühne der offiziellen, vom Kaiser protegierten Kunstrichtung, fand dementsprechend großen Zulauf und umfassende Beachtung in führenden Kunstzeitschriften, richtete sich aber nun vehement gegen den zuvor goutierten Akademismus, Naturalismus und Impressionismus und konzentrierte sich ganz auf die Vielfalt der „Moderne“. Durch diese Präsentation, wie auch durch die ideelle und finanzielle Unterstützung des Kultusministeriums, wurde die Novembergruppe

bald als Aushängeschild und Sprachrohr der neuen Regierung verstanden. Nicht zu Unrecht, denn zwischen 1920 und 1933 prägten nicht nur der Moderne nahestehende Kunstwissenschaftler (u.a. Wilhelm Waetzoldt) das staatliche Engagement für die Kunst, die „Kunst der Lebenden“ (wie es hieß) eroberte auch die staatlichen Museen, z. B. in breitem Stil das Kronprinzenpalais in Berlin. Der damals noch nicht

subventionierte junge Rundfunk protegierte junge Komponisten und Schriftsteller, große Filmtheater zeigten experimentelle Filme. Schon 1920 gab es erste Unstimmigkeiten, als die Dadaisten mit Raoul Hausmann, Hannah Höch in der Novembergruppe ausstellten oder gar die scharf gesellschaftskritischen Veristen mit Otto Dix, George Grosz, Rudolf Schlichter und Georg Scholz. Obwohl keinerlei Zensur stattfinden sollte und durfte, schieden einige Bilder und Collagen, angeblich wegen mangelnder Ästhetik, aus, so Hannah Höchs „Schnitt mit dem Küchenmesser“ und zwei Bordellszenen von Dix und Schlichter. Gemäß ihres Mottos „Künstler aller Länder vereinigt

euch“ öffnete sich die Novembergruppe in den folgenden Jahren auch der niederländischen De-Stijl-Bewegung (Theo van Doesburg, Piet Mondrian und den Architekten des Kreises) sowie den russischen und osteuropäischen Konstruktivisten. El Lissitzki

richtete 1923 in den Räumen der Novembergruppe bei der Großen Berliner Kunstausstellung seinen berühmten Prounen-Raum ein, der die Wände mit großen, variablen und geometrischen Formen strukturierte. Weil man aber für rundweg alles Neue offen sein wollte, hingen neben diesen völlig abstrakten Arbeiten die Neuen Sachlichkeit aus Berlin, Karlsruhe und München.



Von den Bildern und Objekten der de-Stijl-Künstler und der Konstruktivisten bis zum sicher spannendsten Raum in der heutigen Berliner Ausstellung, zu den Architekturmodellen, ist es nur ein kleiner Schritt. Erst ab 1922 spielte die Architektur eine größere Rolle in den jährlichen Ausstellungen der Novembergruppe. Bald aber glich das Mitgliederverzeichnis der Architektur-„Novembristen“ einem „Who is who“ des Neuen Bauens: von Erich Mendelsohn, gleich zu Beginn dabei, über Walter Gropius und Mies van der Rohe (ab 1924 Vorsitzender der Gruppe), von Max und Bruno Taut, Peter Behrens, Marcel Breuer, J.J.P.Oud, Alfred Gellhorn, Hans und Wassili

Luckhardt waren alle dabei, die auf klare, nüchterne Formensprache und funktionale Entwürfe setzten. Die Baukunst wurde ab 1924 gar zur „Mutterkunst“ erklärt, in ihrer neuen Transparenz und Zweckdienlichkeit allein befähigt, Gehäuse und Ambiente für

Rudolf Belling, Kopf in Messing (Toni Freedon), 1925, © VG Bild-Kunst, Bonn 2018, bpk / Nationalgalerie, SMB

die neue Gesellschaft zu schaffen. Den zuvor maßgeblichen Malern freilich gefielen diese Gebäude aus Glas und möglichst ohne Wände für ihre Bilder überhaupt nicht und weder die öffentliche Hand noch die Unternehmen besaßen in der Nachkriegszeit die finanziellen Möglichkeiten, in Deutschland solche Projekte zu realisieren.

Die hinreißenden Modelle, Pläne und Entwurfszeichnungen freilich geben dem heutigen Besucher einen Eindruck, wieviel Zukunft und moderner Geist schon in den zwanziger Jahren in Deutschland greifbar schien. Ausgerechnet bei der Jubiläumsausstellung zum zehnjährigen Bestehen der Novembergruppe 1929 im Rahmen der juryfreien Kunstschau Berlin – und in einigen Bildbeispielen jetzt rekonstruiert – fiel auf, daß der Elan der Anfangsjahre allmählich verpuffte.

Fast alle Architekten waren 1927 ausgetreten und hatten sich im „Ring“ neu aufgestellt, um ihre Ideen in breiterem Umfang der Öffentlichkeit zu präsentieren. In der Malerei dominierte endgültig die wieder ganz gegenständliche, recht konservative „Neue Sachlichkeit“. Was aber am schwersten wog: Die Moderne war inzwischen in der Mitte der Gesellschaft angekommen.

Deshalb stülpten die Ausstellungsmacher der Jubiläumsschau der Künstlervereinigung just das politisch revolutionäre Mäntelchen über, das sie immer verweigert hatten. Blutige Revolutionsbilder, Agit-Prop-Kunst, meist vor 1918 entstanden, hingen nun an den Wänden. Eine Image-Lüge, um sich am verglommenen Feuer der Radikalität aufzuwärmen. Diese allgemeine Akzeptanz ließ sich auch an der Publikumsresonanz nachweisen: Hatte es bei den ersten Ausstellungen noch vehemente Ablehnungen bei Besuchern und in der Presse gegeben, sogar versuchte Angriffe auf die Kunstwerke, gab es nun nur noch eitel Einverständnis.

Selbst die sperrigen Filmveranstaltungen – ohne Handlung, Geschichte oder Ereignis, ohne Mensch oder Natur, einzig mit geometrischen Formen und experimenteller Musik (u. a. Hans Heinz Stuckenschmid) – lief im UFA-Filmtheater auf dem Kudamm vor ausverkauftem Haus. Noch besser aber kamen die Kostümbälle an. Hannah Höch entwarf die Plakate, Künstler statteten sie aus und Jazzkapellen „jazzten, daß die Bude wackelte“. Aus den Einnahmen bei diesen Bällen bestritt die Novembergruppe einen Großteil ihrer Gesamtausgaben.

Doch die Zeiten änderten sich – und das auch wieder radikal. Massiver Mitgliederschwund dünnte die Gruppe aus. Die einen waren nun bekannt und brauchten das zuvor umworbene Forum nicht mehr,

die anderen schlossen sich im „Kampfbund für deutsche Kunst“ zusammen. Was zuvor als „modern“ geschätzt wurde, galt bei diesen Gesinnungsgenossen nun als „kulturbolschewistische Avantgarde“.

Die Mitte der Gesellschaft hatte sich gründlich verschoben. 1935 wurde die Novembergruppe, der kaum noch Künstler angehörten, kostenpflichtig aus dem Vereinsregister gestrichen. Die Plastik „Dreiklang“ von Rudolf Belling, Mitglied der Novembergruppe von Beginn bis fast zum Schluß, wurde neben vielen anderen Arbeiten von Novembristen 1937 in der Wanderausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt. Gleichzeitig stand seine naturalistische Berufsporträtstudie von Max Schmeling im Haus der Deutschen Kunst in München. ¶

Bis 11. März



Walter Gropius und Adolf Meyer, Perspektive des Tribune Tower von Südwesten, Einsendung zum Wettbewerb für ein Bürogebäude der Chicago Tribune, Chicago, 1922 © VG Bild-Kunst, Bonn 2018, Bauhaus-Archiv Berlin, Foto: Felix Jork

Wenn Tiger schießen lernen

Der Mannheimer Kunstpreis 2018 der Heinrich-Vetter-Stiftung geht an Ana Laibach

Text und Foto: Christiane Gaebert



Die Künstlerin Ana Laibach,

Der regionale (Rhein-Neckar) Kunstpreis ist mit 10 000 Euro dotiert und einer Katalogförderung. Der Preis wurde von der Jury in einen Haupt- und einen Förderpreis aufgeteilt, letztere wurde an den jungen Maler Amadeus Certa vergeben. Zweierlei verbindet Mannheim mit Würzburg. Zum einen die Lage zweier Kulturstätten. Auch der Raum für Gegenwartskunst Port25 in Mannheim liegt an einem Fluß, dem Rhein, inmitten einer historischen Hafenanlage wie auch der Kulturspeicher Würzburg direkt am Alten Hafen liegt.

Das von Hartwig Schneider Architekten unter Integration von zwei denkmalgeschützten Ziegelstein-

fassaden, einer ehemaligen Lagerhalle entworfene, zweigeschossige Gebäude fügt sich in den industriellen Charakter des Hafens ein. Der gesamte Gebäudekomplex erhielt am 2. Februar 2016 den erstmals vom baden-württembergischen Ministerium für Verkehr und Infrastruktur verliehenen Staatspreis Baukultur in der Kategorie Gewerbe/Industriebau. Zum anderen erinnern wir uns gerne an den Sommer 2016.

Hier war die Mannheimer Künstlerin mit Braunschweiger Wurzeln Ana Laibach in der BBK Galerie im Kulturspeicher Würzburg zu Gast und zeigte einen vielschichtigen Querschnitt ihrer Wer-

ke. Schwarz auf Weiß gab Laibach ihr künstlerisches Statement in der Galerie wandfüllend zum besten. Auf 1,80 x 14,58 Metern Leinwand entwickelte sie Welten mit Titeln wie „Ahnen“, „Schwarz auf Weiss“, „und es sagt du zu mir“. Wände wurden dabei zu Körperlandschaften oder Wohnräumen. Zur Ruhe kam das Auge nicht, wurde von Form zu Linie gejagt, versuchte zu verstehen, was sich dort entfaltet und abspielt. Es wimmelte von figurativen Formen, die sich ineinanderwoben, verschlangen, bedrohten, verdrängten oder vereinten und archaische Anmutung zwanglos mit comicartigen Elementen konkurrierte. Die Übergänge sind fließend. Wie überhaupt Laibachs Werk unverstellt und verspielt einlädt, sich von Schubladen und Einschränkungen in der Kunstbetrachtung zu befreien und die direkte Begegnung zuzulassen. Man darf sich trauen, spontane Geistesverwandtschaften zu unterstellen, möglicherweise fiel einem Meister Jean Dubuffet ein, der Vater der Brüche und des Aufbruchs, der spontanen, direkten Kunst, die mit dem „wirklichen“ Leben verbunden und schonungslos die wahren Empfindungen des Künstlers zum Ausdruck bringen wollte.

Lakonisch und wortwitzig visualisierte Laibach Geschichten in kolorierten Monotypien und Laminationen. Schaben, Motten, Kakerlaken, Popel, Fliegenschiß und Fliegen wurden laminiert und anrührend kommentiert. Titel wie „...beschränkt sein“ und „der gedanke an freiheit führt hin und wieder zu kopfweh“ begleitet eine dicke Fliege, die an den Bildrand stößt und dabei Körperteile zurückläßt. Dem Kleinen, Unbedeutenden einen bewußten Augenblick zu schenken, macht Spaß, tut wohl. Zumal die absichtsvolle Mehrdeutigkeit von Laibachs Titelwahl eine Kunst für sich darstellt und zu weiteren Gedanken anregt wie in ihren Schießbildern Schießen lernen – Freunde treffen.

Auch hier in Mannheim, in der Preisträger-Ausstellung des Mannheimer Kunstpreises der Heinrich-Vetter-Stiftung wird man in den Bann von Laibachs Arbeiten und Überlegungen gezogen. Unerwartet erwischt einen die hintergründige Bedeutung. In Betrachtung vertieft in ihre Malerei, die einerseits sinnlich lockt, sich aber geschickt dem direkten Identifizierungswunsch von Form und Inhalt durch den Betrachter entzieht, ohne abstrakt sein zu wollen. Der Genuß ist langsam und anhaltend, schillernde Farbschichten überwältigen den Inhalt, die Ideen sprühen, vor Ernst, vor Lust, vor Humor, dem Unausweichlichen, konterkarieren liebevoll ihre eigene Ernsthaftigkeit. In Laibachs Malerei scheint zwischen Leichtigkeit, gekonnten Pinselstrichen

und dem sicheren Farbgefühl die harte Arbeit und das Ringen um Farbe und Form durch. Nichts wird unnötig ästhetisiert, keine geschmeidigen Schnörkel, kein großspuriger Glamour, und doch entsteht eine ganz eigene Welt der Sinnenfreunde, ehrlich und überzeugend.

Liest man dann die Titel, kann es geschehen, daß man, gänzlich entlarvt bei abgehobener Sinnsuche, äußerst schlagfertig und geerdet die eigentliche Vielschichtigkeit von Laibachs Universum unter die Nase gerieben bekommt. Zeigte die Künstlerin 2016 in der BBK-Galerie ihre Künstler- oder Zeichenbücher, überzeichnete und übermalte Fotoalben, in denen man sich verlaufen mochte wie Alice im Wunderland, so kann man in Mannheim Kleinstauflagen ihrer gezeichneten aktuellen Radiotagebücher sehen und erwerben. Ana Laibach generiert und benennt ihre Privat-Welt, Lüm, Pum, Penny, Rastplatz, Anatol und Konsorten, allesamt drollige Stofffiguren und personalisiert Dinge wie zum Beispiel die Lichtmaschine Renate, Guido den Weihnachtsstern. Abends arrangiert, werden sie am nächsten Morgen bei Kaffee und Radio zum Warmwerden gezeichnet. Was auf den ersten Blick wie ein Bilderbuch daherkommt, entwickelt sich zu philosophischen oder politischen Szenarien, einer ganz persönlichen Nabelschnur, die Ana Laibach mit der weiten Welt verbindet, ob der 70. Geburtstag von Gandhi, Gipfeltreffen, Großwildjagd auf Wildschweine oder Diktatorenwahl in der Türkei - die Kuscheltierbande positioniert sich, streitet und kommentiert.

Doch auch Besucher sind zum Spielen geladen. Zwei Schachspiele hat Ana Laibach konzipiert. In Schach Matt spielen die Lebenden gegen die Toten, natürlich als Fayencen. Das 65 cm x 65 cm große Keramikspielfeld mit seinen 32 Figuren entstand in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Majolika Manufaktur Karlsruhe. Am 9. März sind interessierte Schachspieler von 15 bis 18 Uhr zu einer Partie eingeladen. Das Gekonnte immer wieder in Frage zu stellen, sich nicht auszuruhen auf sicherem Terrain - eine Künstlerin, die kämpft und im Fluß ist.

Ana Laibach (*1966 in Braunschweig) studierte Kulturwissenschaften und ästhetische Kommunikation an der Universität Hildesheim sowie Malerei an der Staatlichen Kunstakademie Karlsruhe als Meisterschülerin von Prof. Max Kaminski. Sie lehrt als künstlerische Mitarbeiterin an der Universität Landau-Koblenz. Die Ausstellung ist zu sehen im PORT25-Raum für Gegenwartskunst, Hafenstraße 25-27 in Mannheim. ♪



Detail einer Kutani-Platte

Harmonie und Schönheit

Das Siebold-Museum präsentiert die Sammlung Watanabe-Bäume

Text und Foto: Frank Kupke

Eine junge Frau in traditioneller japanischer Kleidung befindet sich inmitten blühender Natur. Mit ihrer rechten Hand greift sie sich an den Kopf, damit die Frisur sitzt, ihre linke Hand ist im Kleidungsstück verschwunden. Ihr Kimono wird

vorne vom Wind bewegt. Sie ist stehengeblieben, um ihr Outfit in Ordnung zu halten. Ihr Körper ist lebhaft angespannt und in leichter Drehung, während die Füße eng nebeneinander stehen, was ihr zwar eine gewisse Stabilität verleiht, die allerdings we-

gen der kleinen Standfläche gefährdet ist. Die Frau befindet sich in einer Balance, deren Fortbestand nur deshalb gesichert ist, weil sie die Bewegungen trotz aller Lebhaftigkeit mit Eleganz und in Harmonie ausführt. Dadurch haben die Bewegungen dieser Frau außer der körperlichen Seite noch eine ideelle Bedeutungsebene. So ist die Geste, mit der sie sich an den Kopf faßt, mehr als das Aufrechterhalten der Ordnung in der Frisur.

Diese Handbewegung steht auch für das Streben nach Ordnung und Harmonie als Ziele, an die es in den unterschiedlichsten Lebenssituationen festzu-

halten gilt, seien dies nun die üppige Natur, die ihr mit ihrer Schönheit fast die Sinne raubt, oder seien es ganz andere Arten von weniger schönen Gefährdungen, die das Leben zu bieten haben kann. Die junge Frau, die bei einem Gang durch einen Garten verharret, ist auf einem farbenfrohen, tellerartigen Objekt aus japanischem Porzellan zu sehen – einer sogenannten Kutani-Platte, die Teil der derzeitigen Sonderausstellung „Familienschätze der Samurai“ im Siebold-Museum auf dem Würzburger Bürgerbrügelände ist. Bei den rund 50 gezeigten Objekten handelt es um die Sammlung von Setsuko Watanabe-Bäume und Dieter Bäume, die letzterer nach dem Tod seiner Frau dem Siebold-Museum schenkte. Die Hamburger Familie Christine und Ken Mitomi hat die Schenkung vermittelt. Zur Schenkung gehören neben Porzellan aus namhaften japanischen Manufakturen zahlreiche japanische Kunstgegenstände und Antiquitäten. Darunter sind beispielsweise symmetrisch gestaltete Hibachi-Kohlebecken. Blickfang der Ausstellung ist sicher eine komplette Samurai-Rüstung. Hierbei handelt es sich um einen reinen Zufallsfund Dieter Bäume. Er ließ ihn aufwendig restaurieren.

Die Kunstgegenstände der Ausstellung dienten im alten Japan als Geschenke, die man als Angehöriger eines bestimmten Standes einerseits von unter einem Stehenden erhielt, andererseits gegenüber Höherstehenden selbst zu leisten hatte. Die Hamburger Japanologin Jette Mühlmann hielt über dieses bis ins Kleinste geregelte Schenkungssystem einen Vortrag im Siebold-Museum. Die meisten Ausstellungsstücke stammen aus Sicht der Ausstellungsmacher wohl eher nicht aus Samurai-Besitz, sondern aus großbürgerlichen japanischen Familien.

Das schmälert freilich nicht den enormen Wert der Ausstellung, dies belegt alleine schon die hohe Qualität sowohl des Porzellans und der Keramik wie auch der Rollbilder und der Tuschezeichnungen. Und natürlich ist es richtig, wenn man den eingangsgemachten Versuch einer Beschreibung dessen, was beispielsweise auf jener Kutani-Platte zu sehen ist, als typisch westlichen Blick auf ostasiatisches Kulturgut bezeichnet. Und natürlich ist es hilfreich zu wissen, welche Bedeutung einem einzelnen Pinselstrich auf einer Tuschezeichnung vor dem schintoiistischen und buddhistischen Hintergrund der japanischen Gedankenwelt zukommt. Und doch hat auch der naive Blick des Europäers seine Berechtigung, der sich einfach der fein austarierten Kompositionen und des edlen Figuren- und Formenreichtums der Objekte erfreut, die hier in der Sonderausstellung im Siebold-Museum zu sehen sind. ♪

Bis 10. März.

Bestmarke

Ein Besucherplus verzeichnete das 45. Internationale Filmwochenende 2019 in Würzburg

Nach dem Film:
Diskussion mit dem Regisseur Veit Helmer

Text und Fotos: Achim Schollenberger

8000, 9000 und nun über 10 000. Die 45. Auflage des Internationalen Filmwochenendes Würzburg war die bestbesuchte seit dem Umzug ins Programmkino Central. Nun kann man nicht mehr Kinokarten verkaufen wie denn Plätze vorhanden sind und das deutliche Besucherplus ist dem Umstand geschuldet, daß man dieser Jahr sechs Spielstätten für die vier Filmtage Ende Januar zur Verfügung hatte.

Neben dem Stammhaus, dem Programmkino Central mit drei Sälen, waren zusätzlich das Kellerkino ein paar Meter weiter im Gebäude, die bereits früher genutzte Rotationshalle im Vogel Convention Center (VCC) ein paar hundert Meter entfernt, und erstmals verwandelte sich das Erdgeschoß des nahegelegenen Siebold-Museum in einen Kinosaal, in dem unter anderem – perfekt passend – **auch eine Reihe von japanischen Filmen** zu sehen waren. Der „neue“ Spielort ist zweifelsfrei eine echte Bereicherung, die hoffentlich im kommenden Jahr ihre Fortsetzung findet, das hofft auch der zufriedene Festivalleiter Thomas Schulz.

Offensichtlich ist auch nach so vielen Jahren das Interesse der Cineasten ungebrochen, das gemeinschaftliche Erlebnis im Kino immer noch ein unverzichtbarer Teil der Würzburger Filmkultur. So waren auch diese Jahr bereits im Vorfeld des Festivals die Mehrfachkarten ausverkauft. Die abendlichen Vorführungen waren an fast allen Festivaltagen komplett ausreserviert und ausgebucht. Das galt auch für die Filme, die im VCC liefen, nicht immer selbstverständlich, denn gerade dort gab es ja 350 Sitzplätze – den mit Abstand größten Kinosaal des Festivals.

Neben den „großen“ Spielfilmen und Dokumentarfilmen fanden auch die Sonderformate „Die Selbstgedrehten“ und „Kammerflimmern“, in denen Würzburger Schüler und Studenten ihre selbst produzierten Filme zeigen, zahlreiche Zuschauer. Der meistgesehene Film war die irische Produktion „The Drummer and the Keeper“, die dann auch den Spielfilmpreis gewinnen konnte. Regisseur Nick Kelly kam gerne nach Würzburg. Aber leider finden immer weniger namhafte Regisseure den Weg zum Festival, was auch an einer gewissen internationalen Festivalübersättigung liegen dürfte, an den Filmverleihfirmen, die natürlich eigene Interessen haben und den geforderten Stars, Sternchen und Filmschaf-





Immer gut gefüllt: der große Saal im Vogel Convention Center

fenden, die neben der eigentlichen Arbeit vor und hinter der Kamera mehr und mehr publikumswirksame Präsentationstermine absolvieren müssen. Aber was heute noch nicht so bekannt ist, kann es ja noch werden. Ein Blick zurück in die Geschichte des Festivals zeigt ja einige Beispiele.

Hoch in der Gunst des Publikums standen auch die Filme „Womit haben wir das verdient?“, eine österreichische Produktion und der türkische Beitrag „Kelebekler“. Ein Renner war wieder die Matinee. Zu sehen gab es „Die Bergkatze“ einen Stummfilm von Ernst Lubitsch aus dem Jahre 1921, jazzig modern interpretiert von „TRIOGLYZERIN“.

Nach einer Pause erschien diesmal auch wieder eine kleine, dünne Festivalzeitung. Ob es die wirklich braucht, sei einmal dahingestellt, immerhin war sie optisch deutlich ansprechender als die Vorgänger der vergangenen Jahre.

Der Spielfilmpreis wurde zum 31. Mal verliehen, die 2500 Euro stellte die VR-Bank Würzburg zur Verfügung. Zum 16. Mal wurde der Preis für Dokumentarfilme vergeben, die 1500 Euro stiftete die Vogel Communications Group. Den Kurzfilmpreis, zum 22. Mal verliehen, teilten sich heuer zwei Beiträge. Je 1.000 Euro gab es dafür von der Würzburger Hofbräu und dem Midlifeclub Würzburg.

Der Bezirk Unterfranken stiftete für „Die Selbstgedrehten“ einen Preis in Höhe von 150 Euro. ¶

Die Preisträger:
Kategorie Spielfilm:

„The Drummer and the Keeper“

Nick Kelly, Irland

„Vom Lokführer, der die Liebe suchte“

Veit Helmer, Deutschland, Aserbaidschan

„A Letter to the President“

Roya Sadat, Afghanistan

Kategorie Dokumentation:

„Of Fathers and Sons“

Talal Derki, D/USA/Arab. Rep./Lib./NL/ Katar

„When the Bull cried“

Karen Vázquez Guadarrama, Bart Goossens, Bolivien/Belgien

„Das Leben vor dem Tod“

Gregor Frei, Schweiz

Kategorie Kurzfilm (zwei Sieger):

„Fauve“

Jérémy Comte, Kanada

„The Arrival“

Dawn Luebbe, Joceyn DeBoer, USA

Publikumspreis unter den „Selbstgedrehten“:

„Ordnung ist das halbe b.e.e.l.n.“

Filmgruppe Röntgen-Gymnasium Würzburg



Mobiles Kino auf dem Anhänger. So kommt der Film ins VCC .



So sehen Sieger aus. Aber noch weiß Regisseur Nick Kelly aus Irland (rechts) nichts davon. Seine Begleiter: John McSherry (links) und Eoghan McGuire (Mitte)



Auf eine Neues, aber Neuigkeiten? Besser als die Vorgänger. Ein Blick in die wiederbelebte Festivalzeitung. Titel: „Fünfundvierzig“



Vor dem Siegerfilm: Die Vertreter der Preis-Sponsoren Helmut Heitzer (VR-Bank Würzburg), links, und Gunther Schunk (VCG)

Ein zufriedenes Festival-Trio: Der Vorstand der Filminitiative Würzburg e.V. 1. Reihe von rechts: Christian Molik, Thomas Schulz, Viviane Bogumil



FiWo- Impressionen

Fotos:
Achim Schollenberger

Eine weite Anreise: Regisseurin Sasha-Gay Lewis aus Jamaika (rechts) und Anja Matern-Lang, die den Kurzfilmblock mit Beiträgen der Karibik-Insel initiierte.



Flachdachverband

Plakatständer braucht das Land - der Dachverband Freier Kulturträger hat sich im Januar voll versammelt

Ein polemischer Nachschlag von Wolf-Dietrich Weissbach

Sie haben es wieder getan: Als Dachverband (womöglich handelt es sich dabei doch nur um die Juxtaposition sehr schlichter, anspruchsloser Flachdächer) der freien Kulturträger haben sich Mitte Januar zwei Dutzend Kulturer im Chambinzky unermüdlich für die Sache eingesetzt – ein Strauß bewährter Kulturheiler in der Mitte. Sie verbrauchten Sauerstoff, verursachten unnötige Heizkosten, was wir gar nicht in Kilowatt bemessen mögen. (Vielleicht hier nur der Hinweis, daß jedes Hirn selbst bei regem Nachdenken eigentlich gerademal 30 Watt Energie benötigt – im Schlaf freilich nicht weniger.) Und?

Und das alles nur, um sich, angeleitet von dem im Amt bestätigten Vorsitzenden, entropisch darüber auszulassen, wo, wieviele und wie große Plakatständer die Bürger der Bischofsstadt kulturell unterstützen sollen, können oder überhaupt dürfen. Das ist übrigens seit Jahren sogar, vielleicht nicht ganz das einzige, aber das gewichtigste Thema, das die Gemüter dieser illustren Brotgemeinschaft zu erregen scheint. Denn ..., denn dafür sei der Dachverband 1990 schließlich gegründet worden, so der Vorsitzende Ralf Duggen in der Endlosschleife.

Statusbericht in Sachen Werbetafeln

Es tut zwar eigentlich nichts zur Sache: Aber das ist nicht richtig! Dem maßgeblich an der Gründung beteiligten Journalisten (damals Stadtillustrierte „Herr Schmidt“) Volker Müller-Veith schwebte eine kulturpolitische Lobbyorganisation vor, die die Kulturszene in allen, natürlich vorrangig kulturellen Belangen gegenüber der Stadt mit einer Stimme sprechen lassen sollte.

Damals war man vielleicht noch eher auf Krawall gebürstet. Das hat sich mit der üppigeren Alimentierung der Kulturszene gelegt; das Konfliktpotential hat sich verringert, und es soll auch gar nicht aufgeheizt werden, zumal es im Rathaus – sei es der OB oder wohl auch der neue Kulturreferent – ja verständigungstaugliche Gesprächspartner gibt. Andererseits ist vielleicht gerade das der Grund, daß die einst gutgemeinte Initiative heute zum Eventmarke-

ting verkommt. Sicher ist es wichtig, daß die kleinen Theater und Kulturbesorger auf sich aufmerksam machen.

Und so ist es wohl auch im Interesse aller Dachverbandsmitglieder, daß Ralf Duggen sein Geschäft mit der Plakatierung möglichst effektiv betreibt. Ein seitenlanger, provisorischer Statusbericht in Sachen Werbetafeln als prominenter Tagesordnungspunkt, übertreibt es allerdings etwas mit der Bedeutung seines Gewerks. Gleich gar, nachdem der Kassenbericht im Schweinsgalopp und die Neuwahl des Vorstands sagen wir etwas spöttisch: „makellosifiziert“ abgewickelt worden waren. Es wurden sechs Beisitzer gewählt, denen ihr Ehrenamt mit dem Hinweis versüßt wurde, (sinngemäß!) daß es schön wäre, wenn sie zu



Metallene Objekte der Begierde Foto: Achim Schollenberger

den monatlichen Vorstandssitzungen erschienen, nötig sei es allerdings nicht; es weiß ohnehin niemand, wozu sie eigentlich gebraucht werden.

Ein paar Vorschläge

Nun steht also zu fürchten: Am Ende hat die auf ihrer Dachverbandsvollversammlung freilich sehr verdichtete (23 Stimmberechtigte) Würzburger Kulturszene gar keine anderen Themen? So weit wollen wir es aber nicht kommen lassen und machen ein paar Vorschläge: So könnte sich der Dachverband ja tatsächlich als Stimme der Würzburger Kultur verstehen und sich – im besten Falle – allmonatlich mit einem Statement zu politischen, gesellschaftlichen, sozialen oder kulturellen Fragen zu Wort melden. Statt „Wirrwarr“ oder „Kulturpunkte“ zu veranstalten, könnten Erklärungen, offene Briefe, Aufrufe der Würzburger Künstlerschaft (mit Unterschriften) etwa zu Europa, Brexit, Flüchtlingsfrage, AfD ... formuliert werden.

Möglich wären darüber hinaus Initiativen zur Wiederbelebung von Städtepartnerschaften – beispielsweise könnte man den schon einmal vor vielen Jahren, damals seitens der Stadt nur halbherzig in Angriff genommenen „Internationalen Kunstpreis der Partnerstädte“, vielleicht als „Internationalen Kulturpreis der Partnerstädte“, erneut ins Gespräch bringen. Man könnte in Zusammenarbeit mit der Leonhard-Frank-Gesellschaft auf dem Würzburger Marktplatz eine „Speakers corner“ anregen; könnte versuchen die Stadt dazu zu überreden, in den Sommermonaten Philosophen bzw. überhaupt Geistesgrößen für öffentliche Vorträge in die Stadt einzuladen.

Kurzum, der Dachverband könnte auf vielfältige Weise darauf hinarbeiten, daß in Würzburg unter kulturellen Veranstaltungen eben nicht nur Unterhaltungs-Events oder Konzerte zu verstehen wären. Und dies vor allem auch ohne selbst als städtisch geförderter Veranstalter aufzutreten. Das genau ist nämlich nicht seine Aufgabe. Dem Dachverband sollte und dürfte es nur darum gehen, Kräfte zu bündeln, wenn die einzelnen Kulturveranstalter neben ihrem ureigenen Anliegen allein nicht die Möglichkeit haben, das zu unterstützen bzw. zu unternehmen, was sie darüber hinaus für wichtig erachten. Dazu wäre es freilich dienlich, wenn der Dachverbandsvorstand selbst auch wüßte, was seine Mitglieder eigentlich treiben. Das Verhalten früherer Kulturreferenten und Kulturamtsleiter/Innen diesbezüglich ist nicht nachahmenswert.

Verstoß gegen die Staatsferne

Und schließlich gäbe es aber tatsächlich eine Angelegenheit, die der Dachverband sowohl mit als wohl auch gegen die Stadt durchfechten müßte. Am 20. Dezember 2018 zog, wie der Deutsche Journalisten-Verband in einer Pressemitteilung schreibt, der BGH in einem Urteil eine deutliche Grenze zwischen kommunalen Amtsblättern und Lokalzeitungen und damit zwischen Staat und freier Presse.

Laut dem Bundesgerichtshof sind kommunale Publikationen dann unzulässig, wenn sie „eine pressemäßige Berichterstattung über das gesellschaftliche Leben einer Gemeinde enthalten.“ „Staatliche Publikationen“ müßten „eindeutig – auch hinsichtlich Illustration und Layout – als solche erkennbar sein und sich auf Sachinformationen beschränken“, urteilte das Gericht. Andernfalls verstießen sie gegen die notwendige Staatsferne.

Die Stadt wäre somit eigentlich gehalten, ihre Publikationen (allem voran z.B. die „Zugabe“) anhand dieses Urteils zu überprüfen. Gegebenenfalls müßte sie sie einstellen. Da andererseits kaum zu erwarten steht, daß die hiesige Tageszeitung dies zum Anlaß nähme, etwa ihre Kulturberichterstattung, aber auch ihre Lokalberichterstattung den Erfordernissen einer demokratischen Gesellschaft angemessen, wieder auszubauen, sollte mit der Stadt und mit Medienvertretern nach Möglichkeiten gesucht werden, dem eigentlich längst vorhandenen, freilich von vielen noch gar nicht recht bemerkten Pressenotstand entgegenzuwirken.

Wir können uns freilich auch mit „Wow, cooles Franken“, „Kessener“, „Markt“ und „Leporello“ zufriedengeben. Die **nummer** ist als rein ehrenamtliches Presseorgan nicht in der Lage, Entscheidendes zu leisten. Die **nummer** allein kann den Mangel allenfalls etwas parfümieren. ¶

P.S.

Wir plädieren dafür, daß sich der Dachverband künftig auch um Dachständer kümmern sollte. Diese werden auch dafür gebraucht, um Plakatständer durch die Gegend zu transportieren.

Mit dem Fahrstuhl in den Himmel

Im Innern der Wiener Karlskirche

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Die Wiener Karlskirche ist seit jeher ein besonderer Blickfang. Ihr eigenartiger Baukörper, wie im Spiel aus verschiedenen Elementen zusammengefügt, auf den Fuß eines Hügels gestellt, wirkt weit in den Stadtraum hinein. Niemand kann sich dem Anblick entziehen. Schon in der großen Stadtansicht Wiens vom Oberen Belvedere aus gesehen, die Bernardo Bellotto 1758 bis 1761 gemalt hat, dominiert sie das Stadtbild, an Höhe und Masse allenfalls vom Stephansdom übertroffen. Selbst vom Kahlenberg ist sie heute noch in der inzwischen riesigen Stadt auszumachen. Während der Pestepidemie von 1713, die 8 000 Menschen dahinraffte, gelobte Kaiser Karl VI. dem Pestheiligen Karl Borromäus, seinem Namenspatron, für seine Hilfe eine Kirche zu weihen. Den Auftrag für die Planung erhielt der Architekt Johann Bernhard Fischer von Erlach, der, 1723 gestorben, den Abschluß der Arbeiten 1737 nicht mehr erlebte. Sein Sohn Josef Emmanuel übernahm und vollendete das Werk. Auf ihn geht auch die Innenausstattung zurück. Die Komposition der Kirche ist mehr als ungewöhnlich. Über einem ovalen Grundriß erhebt sich ein gewaltig hoher Tambour, dem eine Kuppel aufsitzt, die wiederum ein kleiner Tambour krönt. Die Höhe übersteigt 74 Meter. Die Vorderansicht der Kirche läßt das Prinzip des Entwurfs deutlich erkennen. Den Drang in die Höhe konterkariert ein Drang in die Breite, sie ist also zugleich hoch und breit. Außen stehen je zwei kurze Türme, in deren Ecken zur Mitte hin Säulen mit spiralförmig ansteigenden Reliefs, ähnlich der römischen Trajanssäule, geklemmt sind. Vor die Mitte tritt eine griechische Tempelfassade. Das Bauwerk markiert eine Wende von der Barockzeit zum Klassizismus. Nicht minder eigentümlich als die Kirche ist ihre Finanzierung. Der Kaiser kam auf die glänzende Idee, sie zur Reichskirche zu erklären, was die überaus nützliche Folge hatte, daß sich nicht nur die österreichischen Erblande, sondern das ganze Reich an den Kosten beteiligen durfte. Aber auch Neapel, Sardinien, Ungarn, den spanischen Niederlanden, wurde die Gunst zuteil, spenden zu dürfen. Selbst

der Freien und Hansestadt Hamburg und ihren Pfeffersäcken wurde gestattet, ein Scherlein beizusteuern. Einige, die sich der Ehre nicht so bewußt waren, wurden sehr deutlich daran erinnert.

Im Lauf ihres Daseins ist die Karlskirche immer wieder erneuert und restauriert worden. Berühmte Architekten haben sich an ihr zu schaffen gemacht, wie in der Neuzeit Otto Wagner. 1966 gründete der Architekt Clemens Holzmeister den Verein der Freunde und Gönner der Wiener Karlskirche. Nachdem das Reich als Zahlmeister schon lange untergegangen war, übernahm der Verein seine Rolle und die wichtige Aufgabe der Geldbeschaffung. Im Jahr 2000 konnte mit einer fundamentalen Renovierung des Innenraums und des berühmten Kuppelfreskos von Johann Michael Rottmayr begonnen werden. Damit die Restauratoren an das Fresko herankamen, wurde eigens für sie eine Plattform im Kirchenschiff errichtet. Und damit gelang es, die Liste der Eigentümlichkeiten fortzusetzen, denn heute, nach Abschluß der Freskosanierung, steht immer noch eine Plattform im Schiff.

Wer das himmlische Gemälde Rottmayrs von Nahem betrachten will, kann sich nun gegen einen ordentlichen Obulus mittels eines Aufzuges in die Kuppel befördern lassen. So in den Himmel zu gelangen, fällt leichter, als Kamele durch ein Nadelöhr zu pressen. Die Leistung wird rege genutzt, der Ertrag hätte auch Kaiser Karl erstaunt, weitere Sanierungen sind gesichert. Wo gibt es sonst ein barockes Kirchenschiff mit einem freistehenden, stählernen Aufzugsturm?

Damit nicht genug der Eigentümlichkeiten. Seit Dezember 2018 füllen ein riesiger und ein etwas kleinerer Ballon zusätzlich den Luftraum der Kirche. Zwar hat der Türkensturm auf Wien 1683 mit der Schlacht am Kahlenberg geendet, jetzt aber hat ein Saraceno die Karlskirche erobert. Die Kunstinstallation des Tomás Saraceno „Aerocene“ aus zwei kugelförmigen Skulpturen ist das erste Projekt zeitgenössischer Kunst, das im Rahmen eines Programm „Karlskirche Contemporary Art“ fortgesetzt werden soll. Natürlich hat der Künstler eine Vision,

Es geht aufwärts. Fahrstuhl mit verspiegelten Kugeln

Himmlicher Ausblick



das gehört sich so. Nicht auf sich will er aufmerksam machen, das wäre nicht fein, sondern auf die Umwelt. Mit Ballons möchte er Wege schaffen, die ohne fossile Brennstoffe auskommen, also mit der Lufterwärmung durch die Sonne im Innern aufsteigen und vom Wind fortgetragen werden. Manche sollen schon 800 Kilometer Strecke zurückgelegt haben. Gegen die Pestilenz der Aktionskünstler versagen selbst die Kräfte des Heiligen Borromäus.

Saracenos Ballons in der Karlskirche haben Durchmesser von 7 und 10 Metern. Der kleine hat eine durchsichtige Haut, der größere ist auf der unteren Hälfte verspiegelt. Auf der konvexen Spiegelfläche spiegelt sich die konkav gekrümmte Raumschale des ovalen Kirchenschiffs, was ein verwirrendes, chaotisches Bild ergibt. Man kann es als ein Abbild der

uns umgebenden Welt verstehen. Bei soviel Vision und Tiefsinn spielt es keine Rolle, daß der großartige Raum weder im Ganzen noch im Detail sichtbar und erlebbar ist. Wenn man sich über diese Hürde schwingt, dann öffnet sich ein Bündel von Fragen nach ähnlichen Spielstätten. Umwelt und Nachhaltigkeit sind als Thema noch lange nicht erschöpft. Und Eigentümlichkeit verleiht ein unvergeßliches Branding.

Den Wienern kann man vieles nachsagen, Mangel an Mut gehört nicht dazu, allenfalls eine ausgeprägte Lust am Schänden von Denkmälern. Übrigens, in den Würzburger Dom könnte das Domkapitel einen schmucken Zeppelin hängen, falls einmal der Boden in der Kasse durchscheint. Pecunia non olet. ♪

Turbulente Zeit

Zur Inszenierung „Auerhaus“ in der TheaterWerkstatt Würzburg

Text: Hella Huber Foto: Hermann Drechsler



Jugend in den 80ern:
Pauline (Charlotte Pensel), Frieder (Konstantin Wabblers), Höppner (Miro Niesel) und Harry (Dmitrij Maximov)

Alle Übergänge sind nicht leicht, doch jener von der Jugend in das Erwachsensein scheint besonders schwer zu sein. Eine Gruppe Jugendlicher versucht, den Wunsch nach Freiheit, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit zu verwirklichen.

Sie leben in einem schwäbischen Dorf in den 80er Jahren und können eine Wohngemeinschaft in einem Haus von Frieders verstorbenem Großvater gründen.

Frieder (Konstantin Wabblers) entkommt auf diese Weise der Psychiatrie, während seine Schulfreunde Höppner (Miro Niesel), Vera (Angelina Gerhardt) und Cäcilia (Mascha Eckert) den eintönigen Ablauf

von Schule, Beruf und Tod vermeiden wollen. Als noch die Psychiatriebekannte Pauline (Charlotte Pensel) und der kiffende Elektrikerlehrling Harry (Dmitrij Maximov) zu der Gruppe stoßen, beginnt für alle eine turbulente, wilde und oft gefährvolle Zeit.

Unter der Leitung von Hermann Drechsler boten die jungen Schauspieler eine überzeugende Darbietung, in der besonders Dmitrij Maximovs sekundenschneller, glaubhafter Wechsel in neun verschiedene Personen besonders hervorzuheben ist. Es gab viel Beifall, denn die Inszenierung von Bov Bjergs Roman „Auerhaus“ auf der Bühne berührte und packte die Zuschauer. ♪

Wenn „zu rund“ verdächtig wird

Ein Reporter-Star stürzt den deutschen Journalismus in seine schlimmste Glaubwürdigkeitskrise Teil 1

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Jetzt, wo wir es unbedingt einmal einlösen müssten, erweist sich Nina Ruges Versprechen doch als Fake. Es wird nichts, gar nichts wird gut. Es wird ziemlich sicher keinen geläuterten Post-Relotius-Journalismus geben. Vermutlich nicht einmal beim „Spiegel“, dessen Star-Reporter Claas-Hendrik Relotius über Jahre seine Artikel gefälscht hat, der hinzugedichtet hat, Protagonisten erfunden, Geschehen verzerrt, betrogen und gelogen hat, und der für seine Werke (um nicht zynisch „dafür“ zu sagen) in den letzten Jahren mit vielen bedeutenden Journalistenpreisen ausgezeichnet worden ist. Im Schmerz sind sich die Lichtgestalten der Branche einig: Der Schaden für die Glaubwürdigkeit der Medien - vor allem der anspruchsvollen Printmedien - ist gar nicht zu ermessen; sie ist erste einmal dahin. Wie sich dies für die Medienlandschaft, für den Journalismus überhaupt auswirkt, vermag gegenwärtig niemand vorherzusehen. (Allerdings entsteht schon jetzt der Eindruck, daß der Fall Relotius in der breiten Öffentlichkeit, von einigen Journalisten abgesehen, kaum noch jemand en détail interessiert.) Insofern vertraut man in der Branche vermutlich sowieso auf den Lauf der Zeit. Unehrliehen Journalismus hat es schließlich schon früher gegeben, und es hat der Bild-Zeitung nie geschadet.

Ernsthaft erinnert sei an die Hitler-Tagebücher („stern“ 1983) oder die erfundenen Interviews mit Hollywoodstars eines Tom Kummer (u.a. SZ-Magazin 2000), die beinahe noch als „Borderline-Journalismus“ geadelt worden wären; auch in den USA gab es spektakuläre Fälle, etwa um Stephen Glass (1998), der für das angesehene, neokonservative und inzwischen im Niedergang begriffene Politmagazin „The New Republic“ siebenundzwanzig gefälschte Artikel verfaßt hatte, darunter die Geschichte über einen infantilen, geldgierigen Hacker, der gleich zur Gänze erfunden war; oder Jayson Blair, Journalist der „New York Times“, der 2003 aufgrund von Plagiaten und Erfindungen aufflog. Blair preßte seine Geschichte, die gewisse Ähnlichkeiten zu der von Relotius aufweisen soll, übrigens gleich noch in ein Hardcover (Burning Down My Master's House: My Life at the New York Times. 2004), das demnächst in

Deutsch erscheinen könnte, kommt Relotius - er hat mehr zu bieten - dem nicht zuvor.

„Wir haben verstanden“

Vielleicht ist die Gesamtsituation diesmal aber doch etwas anders. Wenn es nicht gar ein böses Omen ist, daß das Hamburger Nachrichtenmagazin, das sich selbst als Avantgarde des Journalismus begreift, ausgerechnet in dem Moment vom größten Skandal seiner siebzigjährigen Geschichte erschüttert wird, in dem mit der Zusammenlegung von Print- und Online-Redaktion der Qualitätsjournalismus ins digitale Zeitalter gestreamt werden soll.

Die neue Chefredaktion um Steffen Klusmann, Barbara Hans und dem Förderer des Reportertalentes Relotius, Ullrich Fichtner, der allerdings Anfang Februar nicht im Impressum auftaucht, dürfte die nächste Zeit vor allem mit der Aufarbeitung der Wahrhaftigkeitskrise des Hauses beschäftigt sein. Das geschieht, dem Vernehmen nach, gründlich und vorbildlich. Daß Klusmann dies mit einem Werbeslogan des Autobauers Opel aus den 90er Jahren: „Wir haben verstanden“ bekräftigt, ist möglicherweise der Erregung geschuldet. Wie wohl auch die Formulierung, es gälte die „journalistische Schlagkraft“ des Hauses wiederherzustellen.

Meint das, was „Zeit“-Chef Di Lorenzo als die „Spiegel-Maschine“ bezeichnet, die alles plattmacht, wenn sie einmal „angeworfen ist“? Jedenfalls wird man auf die Ergebnisse der Aufarbeitung in Sachen Relotius etwas warten müssen. Man kann sich natürlich die Zeit mit der Frage vertreiben, warum in den Berichten und Kommentaren zur Sache die gesellschaftliche Aufgabe, die Funktion von (Qualitäts-)Journalismus allenfalls am Rande Thema ist. (Eine Ausnahme macht Springer-Chef Mathias Döpfner, dessen Anmerkungen sicher nicht ganz falsch sind, aber doch zu vielen skurrilen Folgerungen führen, was jedoch in einem eigenen Text behandelt werden müßte.) Unter den journalistischen Leuchttürmen betont jedenfalls Holger Stark in der „Zeit“ die Wächterfunktion und damit die besondere Verantwortung der Journalisten. „Journalisten haben in einer De-



Ausriß aus SZ vom 20.12.2018

mokratie die Funktion der Kontrolle der Mächtigen. Wer andere kritisiert, der steht selbst unter Beobachtung, und daran ist nichts Falsches.“ (DIE ZEIT vom 27.12.2018, Seite 2) Das findet auch der langjährige „Spiegel“-Redakteur Cordt Schnibben: „Ich habe ganz schlecht geschlafen ..., weil wir in diesen Zeiten sowieso große Probleme haben, glaubwürdig rüberzukommen. Einerseits durch ideologische Vorhaltungen, andererseits können die Leute unsere Arbeit durch das Internet viel stärker kontrollieren, kritisieren und auch verbessern - was ja gut ist.“ (FAZ vom 21.12.2018, Seite 15)

Man muß sich den Sand aus den Augen reiben: Aber weder der eine noch der andere will zum Kern. Sie betrachten sich einfach als Vertreter eines guten Journalismus, ohne die angesichts dieser Glaubwürdigkeitskrise eigentlich naheliegende Frage, was Journalismus (und auch die Reportage) für den Bürger/Leser eigentlich leisten muß, auch nur anklängen zu lassen. Ob und wie die Rolle des Wächters noch eingenommen werden kann.

Man hätte es merken müssen

Selbst die vermutlich noch in Stahl geschnitzte Reporter-Matrize, Hans Leyendecker, einer der profiliertesten investigativen Journalisten Deutschlands, vertraut - ganz pragmatisch - auf die „heute sehr ausgereifte Gegenrecherche“, sieht im Fall Relotius „kein systemisches Problem“ und fokussiert wie die meisten seiner prominenten Kollegen auf die Form, die Sprache. (Journalist 1+2/2019)

Die Geschichten von Claas Relotius, darin sind sich Cordt Schnibben und Hans Leyendecker auch mit dem „Zeit“-Chefredakteur Giovanni di Lorenzo einig, „waren von einer Glätte, einer Perfektion und Detailbesessenheit“ („Spiegel“-Interview am 21.12.2018), sie waren einfach zu schön, um wahr zu sein. Die SZ-Autor*en David Denk und Angelika Slavik (SZ 20.12.2018) freilich waren von den Geschichten des Ausnahmetalentes begeistert. Ebenso wie die Jury zum Deutschen Reporterpreis, den Relotius wenige Tage vor seinem Fall zum vierten Mal zugesprochen bekommen hatte. Sie würdigte einen Text als „von beipielloser Leichtigkeit, Dichte und Relevanz, der nie offenläßt, auf welchen Quellen er basiert“.

Die Jury (wie andere vor ihr) hat also nicht gemerkt, was man laut Di Lorenzo, Leyendecker, Schnibben hätte merken können, wenn nicht gar „müssen“. Die Granden jedenfalls, das geben sie deutlich zu verstehen, hatten es geahnt - entlarvt wurde Relotius allerdings von Juan Moreno, der schlicht nachrecherchiert hatte. Die pure Einsicht in die „Komplexität des Lebens“, daß „das Leben voller Widersprüche, Unebenheiten und Schlaglöcher“ ist, Journalismus „nur eine Annäherung daran, guter Journalismus eine möglichst präzise Annäherung“ ist (Holger Stark), und deshalb Geschichten, die „zu rund“ sind, einfach verdächtig sein müssten, reicht augenscheinlich als Wahrheitskriterium nicht aus. Interessant wäre zu erfahren, wie wenig „rund“ nun eine Geschichte sein darf, bevor sie einfach nur „schlecht“ ist. Und überhaupt fällt auf, daß auf einmal vom Journalismus wieder Wahrheit (siehe Ley-

endecker und Schnibben oder auch Springer CEO Mathias Döpfner, der sein Haus gegenwärtig zum Hort des wahren Journalismus erklärt) gefordert wird, aber das wäre noch eine eigene Geschichte. Ohne den Größen des deutschen Journalismus (Döpfner lassen wir mal beiseite) absprechen zu wollen, daß sie eine „gute Geschichte“ erkennen (sie wären nicht geworden, was sie sind), wird hier doch bezweifelt, daß allein an der Form, an der Sprache auszumachen ist, ob es sich um eine wahre oder eine gelogenen, verfälschte Story handelt.

Trennung von Literatur und Journalismus

Genau dieses Problem wird übrigens seit Jahrhunderten, entlang der gesamten Geschichte des Journalismus, ja tatsächlich: gewälzt! Vielsagend beginnt diese Geschichte mit einer zwielichtigen, allerdings durchaus sympathischen Gestalt: Pietro Aretino (1492–1556), nach allgemeiner Ansicht der erste, bisweilen wohl auch käufliche Journalist der Moderne, nebenher frivoler Komödienschreiber im Italien der Renaissance, hielt sich in seinen gesellschaftskritischen Enthüllungstexten vermutlich nicht strikt an die Fakten und mußte sich aufgrund von Todesdrohungen von Rom nach Venedig flüchten. Der „göttliche“ Aretino hat allerdings noch keine Reportage geschrieben.

Die Reportage (von lat. *reportare* = zurückbringen, mit nach Hause bringen, melden, berichten) ist eine verhältnismäßig neue literarische Gattung, die als Kommunikationsform auf das althergebrachte Genre des Erzählens und auf die Kultur des Zuhörens und insofern auf Reiseberichte und Augenzeugenberichte zurückgeht. Von Herodot (um 450 v.Chr.) über Marco Polo (ca. 1254–1324), zu den Berichten der spanischen und portugiesischen Seefahrer über ihre Raub- und Vernichtungsfeldzüge, schließlich den Abenteuerromanen (Grimmelshausen) bis zu den Reisetagebüchern (Goethe) kommt es erst mit Novalis („Heinrich von Ofterdingen“ 1802) zur strikten Trennung von Literatur und Journalismus.

„Die Literatur reklamierte für sich die wahre Wirklichkeit gestalteter Sprache, die, von den Fesseln des Realismus befreit, das Wesen des Menschseins viel tiefgründiger zum Ausdruck bringen könne.“ (Michael Haller, *Die Reportage*. 1987) Zeitgleich eröffnete der als Bauernsohn und Söldner durch eine harte Schule gegangene, deutsche Schriftsteller Johann Gottfried Seume durch sein „Plädoyer für die handwerklich seriöse Arbeitsweise des Reporters, der präzise zu beobachten und seine Beobachtungen auch zu belegen, mithin zu

recherchieren habe“ (ebd.) im Vorwort zu seinem Reisetagebuch „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ (7000 Kilometer zu Fuß) den für die deutsche Literatur seither kennzeichnenden Realismus-Streit. Seumes aufs Handwerkliche des seriösen Journalisten zielende Forderungen: Dokumentation (Recherche), Authentizität, Glaubwürdigkeit (= Überprüfbarkeit des Faktischen), Unmittelbarkeit und Redlichkeit (= Thema wichtiger nehmen als sich selbst) haben nach Haller bis heute Gültigkeit.

Literaturfähig

Besonders intensiv wurde die besagte Realismus-Debatte freilich erst in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts geführt, angeregt durch die Reportagen des „rasenden Reporters“ Egon Erwin Kisch. Wobei nicht verschwiegen werden sollte, daß Kisch einige, nach heutigen Gesichtspunkten womöglich gar seriösere Vorgänger* hatte.

Etwa die Amerikanerin Elizabeth Jane Cochran alias Nellie Bly, die sich 1887 dreiundzwanzigjährig für die Zeitschrift „New York World“ zehn Tage in die New Yorker psychiatrische Frauenanstalt Blackwell Island einweisen ließ, um über die dortigen Zustände berichten zu können und die, zu den sogenannten „Stunt-Girls“ gehörend, überhaupt für ihren investigativen Journalismus berühmt wurde.

Auch der Schöpfer der Sozialreportage im deutschsprachigen Raum, der in den 1930er Jahren aufgrund der politischen Verhältnisse schnell vergessene, in den 1980er Jahren wiederentdeckte „Wallraff der Monarchie“, der österreichische Journalist Max Winter, der u.a. vom Leben der Wiener Obdachlosen berichtet hatte, ist zu nennen. Und natürlich Kisch, der für die „neue Sachlichkeit“ plädierte und nach dem Vorbild der französischen Literaten Balzac und Zola von der journalistischen Reportage forderte, sie solle dem Realismus verpflichtet und von literarischer Qualität sein. Und während etwa Georg Lukács, Siegfried Krakauer und Walter Benjamin die Reportage nur als oberflächlich, auf bloße Erscheinungen festgelegte Berichte, die „schnell erstellt und flüchtig konsumiert“ werden, gelten ließen, wurde sie doch in Frankreich und Deutschland als Kunstform anerkannt und als literaturfähig erklärt. Nach Kisch habe der Reporter ein „Schriftsteller der Wahrheit“ zu sein. „Ein Chronist, der lügt, ist erledigt.“ So Kisch! Selbst hat er sich allerdings nicht immer an seine Maßgaben gehalten und gilt heute eigentlich als ein Meister der „Faction“, der Verbindung von Fakten und Fiktion.

Teil 2 folgt in **nummer** 141.

MAD

MUSEUM AM DOM WÜRZBURG



www.museum-am-dom.de

Short Cuts & Kulturnotizen

Felix Röhr, Kulturateur und freier Kulturpädagoge, organisiert seit mehreren Jahren ehrenamtlich die Veranstaltungsreihen „Kinder-Olymp“ und „ERLESENES – Archäologische ReiseReihe“ zur Antike im **Martin von Wagner-Museum Würzburg**.

Der „Kinder-Olymp“ ist spannend für die ganze Familie und dreht sich 2019 um das Thema „PS: Kindheit ...“. Immer samstags können Kinder (empfohlen von 6 – 12 J.) von 13.00 bis 14.30 Uhr somit in Geschichte und Geschichten der alten Kulturen aus dem Orient, Ägypten, Griechenland und Rom eintauchen und spielerisch Interessantes erleben.

Die Teilnahme erfolgt per Anmeldung unter 0931 - 29693431 / info@kulturateur.de und auf Spendenbasis. „ERLESENES - Archäologische ReiseReihe“: Vorträge zu archäologischen Reisezielen. Seit Januar 2015 bietet das Martin von Wagner-Museum immer am ersten oder zweiten Samstag im Monat ein Programm für reisehungrige Erwachsene an. Von 15.00-16.00 Uhr erfahren die erwachsenen Besucher aus erster Hand und belesenem Mund von Archäologen Wissenswertes über ihre Reisen zu antiken Kulturen rund um die Welt.

Die Reiseberichte sind immer gespickt mit persönlichen Erfahrungen, zu Tips vor Ort und mit kulinarischen Empfehlungen. Eintritt 6,- € (erm. 5,- €). Beide Veranstaltungen finden in der Antikensammlung des Martin von Wagner-Museums Würzburg statt (rechter Flügel der Residenz, 3. Obergeschoß, Aufzug vorhanden). Infos: www.kulturateur.de

[sum]

Das **Mainfranken Theater Würzburg** vergibt sein **Leonhard-Frank-Stipendium 2019** an Fabienne Dür. Die junge Berliner Autorin setzte sich unter rund 30 Bewerberinnen und Bewerbern durch. Sie überzeugte die Jury durch ihren außergewöhnlichen Umgang mit Sprache.

Im Mittelpunkt des einjährigen Stipendiums, das durch den Theater- und Orchesterförderverein Würzburg ermöglicht wird, steht eine enge Zusammenarbeit mit der Dramaturgie des Mainfranken Theaters. Ziel ist es, gemeinsam einen Theatertext zu entwickeln und bis zur Präsentationsreife – zum Beispiel im Rahmen einer Lesung oder Uraufführung – zu bringen.

Nach Gerasimos Bekas ist **Fabienne Dür** die zweite Person, die mit dem Leonhard-Frank-Stipendium

[sum]

zur Förderung zeitgenössischer Dramatik ausgezeichnet wird. Bekas' Theaterstück „Sisyphos auf Silvaner“, das er 2018 als Stipendiat erarbeitet hat, bringt das Mainfranken Theater im April 2019 zur Uraufführung.

[sum]

Ab dem 22.03. spielt das **Ensemble Theater Augenblick** „Eine Frage der Zeit“, eine Geschichte über das letzte Dorf, das sich der digitalen Beschleunigung des Lebens widersetzt. Richard und Antonius arbeiten in einem Callcenter eines IT-Unternehmens. Tagesgratifikationen, Umsatzzahlen und der Selbstoptimierungswahn bestimmen ihr Handeln.

Anstelle von wirklichen Kontakten sind Handy, Tablet und Laptop ihre steten Wegbegleiter. Eines Tages gibt der Geschäftsführer ihrer Firma bekannt, daß das Unternehmen es fast geschafft hat, ein weltweit flächendeckendes W-Lan Internetnetz aufzubauen. Es gibt nur noch ein Dorf auf der Welt, daß noch kein Netz hat. Diese Lücke soll nun geschlossen werden. Das entpuppt sich als schwieriges Unterfangen.

Das Stück hinterfragt auf unterhaltsame Art die Auswirkungen verdichteter Kommunikation und ständiger Verfügbarkeit auf die Qualität unseres Lebens und wagt einen Gegenentwurf.

Weitere Termine: Fr. 22., Sa. 23., Fr. 29., Sa. 30. März, Fr. 05., Sa. 06. April um 19.30 Uhr, Do. 04. April um 10.00 Uhr.

Infos und Karten: Theater Augenblick, Im Kreuz 1, 97076 Würzburg www.theater-augeblick.de
Kartenvorbestellung: 0931-2009017 karten@theater-augeblick.de

[sum]

Anlässlich der „make-up artist design show“ Düsseldorf am 30. und 31. März 2019 vergibt das Berliner Unternehmen Kryolan den Award „Goldene Maske für Maskenbildner“. Die **Goldene Maske National** wird in diesem Jahr an **Wolfgang Weber** vom **Mainfranken Theater Würzburg** verliehen.

Die Preisverleihung findet am Samstag, 30. März 2019, um 17.00 Uhr, im Vortrags-Forum der mads in Halle 11 statt. Mit der Goldenen Maske wird ein engagiertes Lebenswerk oder die Gestaltung künstlerisch bedeutender Bühnen-, Film- oder Fernsehmasken ausgezeichnet.

[sum]

Verbundenheit ist einfach.



Wenn man einen
Finanzpartner hat,
der Vereine und Projekte
in der Region fördert.

gut-fuer-mainfranken.de

 Sparkasse
Mainfranken Würzburg



Weingut seit 1128

Staatlicher Hofkeller
Würzburg



*„Wo aber der Wein
fehlt, stirbt der Reiz
des Lebens.“* EURIPIDES

**Freuen Sie sich auf reizvolle Veranstaltungen
rund um den Wein bei den Events des
Staatlichen Hofkellers in Würzburg.**

www.hofkeller.de